



RÜCKKEHR
NACH
GENERATIONEN

RÜCKKEHR NACH GENERATIONEN

Lebenswege und Familiengeschichten,
erzählt und aufgeschrieben von Rückkehrern und
schon lange Zurückgekehrten.
Sind wir offen, aufeinander zu hören?

Berlin-Marzahn, Dezember 1996

Aus der Familiengeschichte der Lydia R.

Meine Ahnen von Vaters Seite waren aus Bassenheim bei Koblenz. Im Jahre 1767 kam die Familie nach Rußland. Sie waren ein junges Ehepaar, Nikolaus R. war damals 25 Jahre alt, seine Frau Maria war 23 Jahre. Im Dorf Semjonowka/Rötling an der Wolga wurden sie angesiedelt. Sie waren dem Ruf der Zarin Katharina II. gefolgt, die die durch die türkischen Überfälle und andere Kriege menschenleeren, aber fruchtbare Gebiete an der Wolga wieder urbar machen lassen wollte. Die russischen Zaren versprachen den Einwanderern – die meistens nachgeborene Kinder waren und keine Erbensprüche auf die väterlichen Anwesen besaßen – Land, Befreiung vom Kriegsdienst, Schutz vor Leibeigenschaft und Religionsfreiheit, was für die streng gläubigen Protestanten aus dem Rheinland besonders wichtig war. Die Einwanderer wurden zunächst auch von Steuern befreit. Viele Deutsche folgten dem Rufe, weil sie zu Hause nicht als Knechte dienen wollten, oder weil es zu Hause keine Religionsfreiheit gab.

Meine Vorfahren waren über viele Generationen hinweg reiche Bauern mit vielen Kindern. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten auch in Marxstadt an der Wolga viele Mitglieder der Familie R. gewohnt.

Meine Großeltern... waren reiche Bauern und Händler. Sie besaßen einen Geflügelhof, eine Gärtnerei mit Landwirtschaft und allen Tieren für den eigenen Bedarf. Zu ihrer Zeit waren die deutschen Bauern in Rußland sehr angesehene Lieferanten für die Adelshöfe in Moskau, sie brachten auf dem Schiffsweg Butter, Fleisch und ihr Gemüse dorthin. Die reichen Adelsfamilien in Petersburg oder Moskau suchten in den deutschen Dörfern oft nach jungen Dienstmädchen, denn sie schätzten die deutsche Küche. Wenn sie so ein Mädchen anwerben ließen, fragten die Werber als erstes: »Kannst Du Nudelteig machen und Nudelgerichte kochen?« Nudeln waren nämlich in Rußland völlig unbekannt, aber in der schwäbischen Urheimat vieler Deutscher gab es in erster Linie Nudeln zum Essen.

Meine Großeltern hatten ihren Wohlstand durch fleißige Arbeit und mit Hilfe ihrer großen Familie erworben, sie hatten niemals andere Menschen ausgebeutet. Trotzdem verloren sie nach 1917 in der Revolutionszeit alles und wurden später nach Sibirien deportiert, wo sie auch starben.

Ähnlich war auch die Familiengeschichte meiner Vorfahren von Mutters Seite...

Ihre Familien kamen erst am Anfang des 19. Jahrhunderts aus Sachsen in das Wolgagebiet. Sie waren Kaufleute und hatten große Geschäfte in Marxstadt, Engels und anderen deutschen Siedlungen an der Wolga. Beide wurden 1917 umgebracht. Die Beiden hatten fünf Söhne und sieben Töchter, was damals keine Seltenheit war. Die großen Familien lebten zusammen und schufen so den Wohlstand vieler Wolgadeutschen.

Zwei Söhne fielen im Ersten Weltkrieg. Als aber ihr Sohn Jacob 1919-20 vom KGB verhaftet wurde, brach über die Familie ein unvorstellbares Unglück herein, denn alle waren jetzt bedroht. So flohen zwei Brüder von Jacob 1921-22 heimlich nach Deutschland. Eine Tochter der Familie, Emilia (geb. 1873), heiratete 1892 Christian G.. Dieser war Buchhandlungsleiter bei der Firma Strak.

Christian und Emilia G. waren meine Großeltern. Beide hatten zwölf Kinder, zwei Söhne und zehn Töchter. Meine Mutter war das zehnte Kind. Beide Söhne der Familie zogen nach ihrem Armeedienst kurz vor der Revolution nach Amerika.

Für die Deutschen der Wolgarepublik folgten nach den Schrecken der Revolutionszeit die Schrecken der Deportation 1941. Wie alle anderen so wurden auch meine Eltern ohne Vorwarnung am 6. September 1941 aufgefordert, innerhalb weniger Stunden die Heimat zu verlassen. Die Familien wurden in Viehwagen gepfercht und mit unbekanntem Ziel Richtung Osten verfrachtet.

Viele Wolgadeutsche überlebten den Transport nicht. Der Hitze, dem Durst und den Krankheiten infolge des schlechten Wassers folgten Hunger und die eisige Kälte in Kasachstan und Sibirien. Viele Waggons wurden unterwegs von Fliegern angegriffen, aber die Familien durften die Wagen nicht verlassen und im Gelände Deckung suchen. Es gab sehr viele Frauen und Kinder, die einfach in der eisigen Steppe ohne jede Hilfe ausgesetzt wurden. Dort hausten die Überlebenden oft lange Zeit in Erdhöhlen oder Zelten.

Meine Mutter war zu dieser Zeit schwanger. Trotzdem hatte sie großes Glück, denn wir erreichten »schon« Ende Oktober das Dorf Kamyschino im Bezirk Kupino in Sibirien. Auf dem Transport im Viehwagen hatte meine Mutter am 12. September 1941 eine kleine Tochter mit Namen Valentina geboren. Insgesamt waren wir fünf Geschwister. Daß Mutter und Valentina die Deportation überlebt hatten, glich einem Wunder, und wir liebten unsere Kleine besonders innig.

Gleich nach der Ankunft in Sibirien wurden die deutschen Männer, so auch mein

Vater, in die Trud-Armee* eingezogen. Ich erkrankte im ersten Jahr in Sibirien an Skorbut und war für lange Zeit krank.

Im Juli 1943, meine kleine Schwester war damals zwei Jahre alt, hatte ich das furchtbarste Erlebnis meines Lebens. Ich war gerade sieben Jahre alt und mußte die Mutter ersetzen. Mir war die Kleine anvertraut, denn die Mutter machte Zwangsarbeit auf dem Kolchos. Ich ging mit meiner kleinen Schwester im Dorf spazieren. Plötzlich stürzte aus einem Haus eine Russin, sie entriß mir die Kleine, und ich hörte mein Schwesterchen zuerst schreien, dann wimmern, dann war es still. Ich stand wie versteinert. Später warf die Frau mir die Kleine vor die Füße. Sie hatte sie zuerst mißhandelt, dann erwürgt. So rächte sie sich an den »Faschisten« für den Tod ihres Mannes an der Front. Diese Russin wurde für den Mord nicht etwa bestraft, im Gegenteil, die »faschistische Familie«, also meine Mutter, meine Geschwister und ich, wurden noch einmal nach Kupina zwangsumgesiedelt. Ich war nach diesem Erlebnis lange Zeit krank. Ich konnte nicht mehr sprechen und hatte einen schweren psychischen Schock, aber ich bekam keinerlei ärztliche Hilfe. Bis zum heutigen Tag habe ich diese Kindheitserinnerungen nicht verwunden. Als ich zur Schule kam, konnte ich kein Wort russisch sprechen. Nun war es aber lebensnotwendig, schnell Russisch zu lernen, denn Deutsch war verboten. Wir blieben zwar, auch wenn wir Russisch sprachen, für die anderen die Faschisten oder Fritzen, aber wir waren nicht mehr so verwundbar und konnten uns wenigstens mit Worten wehren. So lernte ich russisch und wurde bald die Klassenbeste. Aber das gab viel Ärger, daß eine Deutsche Schulbeste war... Als ich, eine »Faschistin«, mit der Goldenen Ehrennadel ausgezeichnet wurde, war das eine kleine Sensation. Dennoch blieb mir der Weg zu einer Universität oder Fachschule später lange versperrt, denn der Kommandant hatte über mein Leben zu entscheiden, und er verbot meinen Weggang vom Deportationsort. Erst nach Stalins Tod wurden diese demütigenden Bestimmungen allmählich gelockert. Ich wäre so gerne an eine Universität im Baltikum gegangen, denn dort gab es Schuluniformen. Aber meine Mutter war bettelarm, meine Kleidung auch. An einer Hochschule ohne Uniformzwang fiel ich sofort mit meiner schlechten Kleidung auf. Aber der Kommandant sagte: »Njet!« Später habe ich trotzdem studiert und auch ohne Parteizugehörigkeit als »Fritzin« verantwortungsvolle und qualifizierte Arbeiten gemacht...

* militärischer Arbeitsdienst, Strafbataillon

Geschichte der Familie S.

Ich möchte sofort sagen, daß meine Geschichte nicht besonders traurig ist. Es gibt eine ganze Menge Familien, die viel mehr Leiden überlebt haben.

Meine Großeltern von Mutters Seite haben in Westsibirien gewohnt. Eigentlich waren sie Wolgadeutsche, aber am Anfang des 20. Jahrhunderts war in Rußland eine Bodenreform, die sehr günstig für Leute war, die fleißig arbeiten konnten. Leute, die nach Sibirien umgezogen waren, erhielten vom Staat viel Unterstützung und Boden. So geschah es mit meinen Urgroßeltern in Sibirien. Natürlich war das neue Leben kein »Zucker«! Sie haben sich eingewöhnt, aber niemals richtig integriert. Ich sage es so, weil Deutsche Land bekamen, wo keine andere Nationalitäten gelebt haben. Sie haben keine russische Sprache gelernt, und fast alle können nicht lesen und schreiben. Großmutter und Großvater waren Knechte, bei der Arbeit haben sie sich kennengelernt – wo sonst – und geheiratet. Oma war 19, Opa 18. Das war schon 1927. Vor dem Krieg wurden acht Kinder geboren, darunter auch meine Mutter.

Im März 1942 wurde Großvater in die Trud-Armee verschleppt, wo Opa sehr viel zusätzliche Probleme hatte, weil er Adolf hieß. (Trud-Armee ist wie KZ, wo man viel und schwer arbeiten muß. Solche Einrichtungen waren während des Krieges extra für Deutsche gegründet.) Zum Glück hat Opa es überlebt und überstanden. Im Jahre 1947 war er schon zu Hause. Seine Familie war verkleinert, fünf Kinder waren an Armut und Krankheiten gestorben. Aber Hunger hatten sie nicht, weil es doch Sibirien war und Oma ein Grundstück hatte, wo sie immer Gemüse pflanzte. Das war natürlich nicht so gutes Essen, aber zumindest wurden alle satt. Nach Opas Rückkehr haben sie zusammen noch 40 Jahre bis zu Opas Tod gewohnt und noch drei Kinder gehabt. Meine Mutter hat vier Geschwister, die noch leben – drei Brüder mit Familien in Rußland, die Schwester in Deutschland.

Die Eltern von meinem Vater waren richtige Wolgadeutsche. Vor dem Krieg haben sie in der Stadt Saratow gewohnt, die damals Hauptstadt der Deutschen Autonomen Republik in Rußland war. Sie konnten nur Deutsch, weil in der Deutschenrepublik alles – Schule, Hochschule, Medien, Verwaltungen u.s.w. – auf deutsch war.

Im April 1941 wurde mein Vater geboren und im Oktober, nachts, wurden viele

Deutsche aus ihrem Zuhause getrieben und von KGB-Leuten zum Bahnhof gebracht, wo sie Lastwagenzüge (normalerweise für Tierlieferung) besteigen mußten. Wohin sie müßten, wußte niemand. Fast einen Monat waren die Leute unterwegs, natürlich ohne Heizung – in Rußland ist schon im Oktober und im November ein echter Winter mit Schnee – und ohne Dusche. Zum Essen bekamen sie einmal pro Tag heiße Suppe. Ungefähr nach 20 Tagen wurden alle gesunden Männer von 18 bis 60 weggenommen. Wohin und warum auch – niemand wußte es. Frauen und Kinder fuhrten allein. Als gesagt wurde, »Seid ihr gekommen«, haben die Leute eine Schneewüste und sehr weit von der Zughaltestelle mehrere Hütten gesehen. Von einheimischen Bewohnern haben sie erfahren, daß sie nach Nord-Kasachstan verschleppt worden sind. Hier hat für die Frauen ein neues Leben begonnen. Alle haben im Kolchos gearbeitet und mit Kasachen in ihren Hütten (Jurta) gewohnt.

Das war ein starker, langer und hungriger Winter. Mein Vater hat vor Hunger immer geschrien. Oma hat, um sich und ihr Kind zu ernähren, im Kolchos einen halben Eimer Getreide gestohlen, wofür sie sieben Jahre Gefängnis gekriegt hat. Fremde Leute – Deutsche – zogen meinen Vater auf. 1947 sind Opa (Er war, wie alle in der Trudarmee. Dort wurde ihm bekanntgegeben, wo seine Familie ist.) und 1949 Großmutter vom Gefängnis zurückgekehrt. Nach 1949 wohnten sie in Kasachstan zusammen bis zu Großvaters Tod und hatten noch vier gemeinsame Kinder und einen adoptierten Sohn. Zwei Brüder von meinem Vater sind in Rußland gestorben, zwei Brüder und eine Schwester mit ihren Familien leben zur Zeit in Deutschland. Zwei verschiedene, aber gleichzeitig ähnliche Geschichten. Dabei waren meine Großeltern so ganz verschiedene, aber gleichzeitig ähnliche Leute: Jeder hatte sein eigenes Schicksal, aber alle haben über ihre Vergangenheit geschwiegen und alle konnten sehr schlecht russisch. Wir Enkelkinder haben nicht verstanden, warum unsere Großeltern, obwohl sie schlecht Russisch können, sprachen mit uns nur Russisch, aber miteinander Deutsch. Später haben wir erfahren, daß Deutsch als Muttersprache verboten war. Sie wollten nicht, daß wir Probleme hatten. Sie wollten, daß wir perfekt Russisch konnten. Sie hofften nicht, daß wir irgendwann die Möglichkeit bekommen, in Deutschland zu leben, so daß sie sich nicht vorstellen konnten, daß wir irgendwann Schwierigkeiten haben werden, weil wir nicht so gut Deutsch können. Aber gerade das erleben wir jetzt.

Aus unsere Familiengeschichte

Die Großmutter erzählte uns, daß unsere Vorfahren aus Österreich oder Süddeutschland stammten. Sie waren vor mehreren Generationen nach Rußland ausgewandert. Unsere Vorfahren mütterlicherseits waren Krimdeutsche.

Urgroßpapa war Vollwaise. Er hatte schon als kleines Kind seinen Lebensunterhalt bei einem Gutsbesitzer selbst verdienen müssen. Von dem Lohn legte man immer einige Rubel weg. Später konnte er sich davon ein großes schönes Haus bauen. Als die Kollektivierung begann, nahm man ihm dieses Haus weg. Danach befand sich lange Zeit in dem Haus eine Schule. Aber Urgroßpapa hatte gut gebaut, denn das Haus steht heute noch.

Unsere Verwandten waren sehr arm. In dem Dorf, in dem sie lebten, gab es nur wenig Wasser. Deshalb konnten sie weder Obst noch Gemüse, sondern nur Getreide anbauen. Meine Uroma lebte mit ihren acht Geschwistern in einem kleinen Häuschen aus Lehm. Urgroßopa starb sehr früh, er wurde nur 42 Jahre alt. Das entbehrensreiche Leben hatte wohl daran Schuld, und er hatte auch die ungerechte Enteignung nie mehr verkräftet.

Meine Oma und mein Opa lernten sich auf der Krim kennen. Sie heirateten dort und hatten zusammen drei Kinder. Großvater war Vorsitzender einer Kolchose. Die Großeltern konnten nicht lange an einem Platz leben, sie mußten immer wieder umziehen. Großvater, der ein sehr guter Arbeiter war, wurde immer wieder in einen anderen Kolchos geschickt. Sobald die wirtschaftliche Lage in einem Kolchos sich verbessert hatte, mußte er mit seiner Familie umziehen. Großvater sollte dann eine neue, wirtschaftlich schwache Kolchose übernehmen. Sobald sich deren wirtschaftliche Lage verbessert hatte, mußte die Familie wieder weg. Immer wieder bekamen die Großeltern irgendwo ein kleines Zimmer und begannen, sich neu einzurichten.

Im Jahre 1938, Opa war gerade 32 Jahre alt, nahm ihn das Volkskommissariat fest. Opa saß im Gefängnis Dshankoj. Drei Tage später hörte man, daß die Festgenommenen in eine andere Stadt gebracht worden waren. Inzwischen ließ sich Oma mit den Kindern fotografieren, um dem Ehemann ein Bild seiner Familie mitzugeben. Oma stand drei Tage und drei Nächte vor dem Gefängnis und wartete. Auf einmal kam ein Kommissar und sagte ihr, daß er den Schlüssel zum Dorf-

sowjet brauchte. Oma mußte mit ihm mitfahren. Während Oma weg war, wurden die Gefangenen von den Kommissaren weggebracht. Als Oma das hörte, fiel sie in eine tiefe Bewußtlosigkeit. Nach zwei Monaten Haft wurde mein Opa im Alter von 32 Jahren erschossen. Meine Mutter bekam später eine Bestätigung über die Unschuld des Großvaters. Aber was soll dies schon bedeuten? Der Mensch war weg, sein Leben wurde vernichtet.

Großmutter blieb allein mit ihren drei Kindern. Sie arbeitete sehr fleißig als Melkerin. Als Auszeichnung sollte sie im Sommer 1941 zu einer Ausstellung nach Moskau fahren. Aber sie konnte das nicht mehr erleben, denn der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Mit dem Zweite Weltkrieg begann ein neuer, furchtbarer Leidensweg aller Rußlanddeutschen. So wie alle anderen Deutschen mußten auch meine Verwandten im August 1941 innerhalb von 24 Stunden ihre Heimat verlassen und wurden zwangsausgesiedelt. Die Menschen in den deutschen Dörfern schlachteten schnell noch einige Tiere und kochten das Fleisch für die Reise ein. Aber wie sollte Großmutter, auf sich allein gestellt mit drei kleinen Kindern, die Vorbereitungen für die Reise schaffen? Sie konnte eigentlich nur ihre drei Kinder mitnehmen, mehr konnte sie nicht tragen. Alle wurden nach Kasachstan verschleppt, aber das Ziel kannte zunächst kein Rußlanddeutscher. Für sie ging die Reise ins Ungewisse.

Großmutter hat uns viel über diesen Weg nach Kasachstan erzählt. Es war eine schreckliche Reise. Die Leute wurden in Viehwagen transportiert. Der Zug wurde immer wieder bombardiert. Dann rannten die Menschen in die Wälder, um sich vor den Fliegern zu verstecken. Großmutter konnte aber mit den drei Kleinen das nicht so schnell, sie blieben oft ungeschützt im Eisenbahnwagen und mußten so die Bombardierung ertragen, zumal ihr kleiner Sohn auf der Reise schwer erkrankt war. Vier Monate dauerte diese Zwangsumsiedlung. Während dieser Zeit wurden die Leute hin- und hergefahren. Die Züge wurden immer wieder für den Transport von Waffen an die Front gebraucht. Inzwischen war es Spätherbst geworden. In den Wagen war es bitterkalt. Besonders in den Nächten war es eisig. Am Morgen waren oft die Kleider der Zwangsausgesiedelten genau so wie das Holz gefroren.

Es ist schon ein Wunder, daß Großmutter und ihre drei Kinder die Reise überlebten und in Kasachstan, dem Ziel der Reise, ankamen. Hier wurden die Überlebenden

der Reise in der Steppe ausgesetzt. Es gab keine Häuser, in denen die Menschen im strengen asiatischen Winter hätten Schutz finden können. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als Erdhöhlen zu graben und darin zu wohnen.

Das Leben zwischen den Kasachen war für die Deutschen schwer und auch gefährlich. Immer wieder schlugen die Kasachen die deutschen Kinder und bewarfen sie mit Steinen. Alle Familien litten obendrein großen Hunger und die Not und die Armut waren riesig. Soweit die Männer die Repressalien überlebt hatten, wurden sie in die Trud-Armee geschickt, in die auch Frauen mit kleinen Kindern gepreßt wurden. So mußte meine Großmutter, die nach der Reise schwer erkrankt war, die Kinder ihrer Schwester mit versorgen. Niemand fragte, wie sie das machen sollte. Die Kinder sind in dieser Zeit fast verhungert. Großmutter war nicht in der Lage, das Bett zu verlassen. So irrten die Kinder in der Steppe umher und sammelten Kräuter und Gräser, die sie dann aßen. Manchmal fanden sie verendetes Vieh, dessen Fleisch sie dann aßen. Für unsere Mutter, die das Glück hatte, eine Schule zu besuchen, war es besonders schwer. Immer war sie nicht nur die Faschistin, das waren mehr oder weniger alle Deutschen. Sie war obendrein auch noch die Tochter des Volksfeindes.

Alle Deutschen waren in einer sogenannten Sondersiedlung untergebracht. Von 1941 bis 1956 mußten sie sich nachweispflichtig in regelmäßigen, kurzen Abständen melden und durften die Sondersiedlung nicht verlassen. 1955 zog meine Mutter nach Tscheljabinsk, und 1956 kam auch meine Oma in den Ural nach. Sie hatten eine winzig kleine Wohnung. Dort in Tscheljabinsk lernten sich auch meine Eltern kennen, und dort heirateten sie. So ging die Zeit dahin. 1985 habe ich geheiratet, und zwei Jahre später kam mein Sohn zur Welt. Unser Kind war sehr krank. In Rußland wäre es unmöglich gewesen, ihm zu helfen. Vor allem aber spürten wir, daß die alten nationalistischen Vorurteile wieder aufflammten. Wir hatten einfach kein Vertrauen mehr. Zu oft waren wir und auch die anderen Rußlanddeutschen in die Mühlen der nationalen Vorurteile geraten.

Deshalb haben wir uns schweren Herzens entschlossen, die alte Heimat zu verlassen, wohl wissend, daß uns auch in Deutschland noch große Probleme erwarten. Im September 1992 haben wir einen Antrag auf Ausreise aus Rußland nach Deutschland gestellt. Seit Juli 1993 sind wir nun in Deutschland. Hier hoffen wir, für uns und unser Kind eine neue Heimat zu finden. Tatsächlich haben wir jetzt

schon nach wenigen Monaten gespürt, daß für unser krankes Kind hier nicht alle Türen zu sind. Wir sind gesund und noch jung und wollen durch unsere Arbeit unser Bestes geben.

Alle Nachrichten, die wir von unseren Verwandten, die noch in Rußland leben, erhalten, zeigen, daß unser Entschluß zur Ausreise richtig war, obgleich es besonders für unsere Eltern nicht leicht sein wird, nach einem Leben voller Arbeit und Entbehrung hier mit buchstäblich nichts wieder neu zu beginnen.

Erinnerungen an eine jüdische Kindheit

Ich wurde am 23. Mai 1928 in Peisterwitz Krs. Ohlau (Schlesien) geboren. Mein Vater war Jude. Bis zu meiner Einschulung 1934 verlebte ich glückliche und geborgene Kinderjahre im Hause meiner Großeltern in Peisterwitz. 1934 kam ich dann nach Breslau, denn dort wohnten meine Eltern. Ich wurde eingeschult und besuchte die städtische Volksschule.

Erst in diesen Jahren sollte es mir bewußt werden, was es heißt »Mein Vater ist Jude«. Von vielen Sachen waren wir isoliert. Der Religionslehrer betrat das Klassenzimmer immer mit den Worten »Zigeuner und Juden verlassen die Klasse und gehen in das Klassenzimmer...«

Mein Vater wurde von den Nazis verhaftet, und wir wußten nichts mehr von ihm. Meine Mutter, meine Schwester und ich mußten uns zweimal in der Woche bei der Gestapo melden... Nach dem üblichen wöchentlichen Verhör – im Sommer 1943 – durfte meine Mutter mit meiner Schwester nach Hause gehen. Ich mußte bleiben. Ich kam – als Junge – in das Israelitische Mädchenheim in Breslau, wo schon andere jüdische Jugendliche waren. Wir wurden in Arbeitslager abtransportiert. So kam ich nach Sieras in Polen, Neumittelwalde, Goschitz und Endstation war der Flugplatz in Breslau. Für die zurückgehenden Soldaten der Hitler-Armee mußten wir Panzer- und Splittergräben schachten. Auf dem Flugplatz in Breslau wurde ich dann noch verwundet.

Nachdem der Faschismus zerschlagen worden war, ... habe ich dann meine Mutter und meine Schwester gesucht. Unsere alte Wohnung war von den Bomben zerstört, ich fand sie aber in einer anderen Wohnung in Breslau Zimpel. Wir lebten zirka sechs Monate dort als wir erfuhren, daß mein Vater das KZ Theresienstadt überlebt hat und in Berlin ist. Ich fuhr nach Berlin, was mir auch ohne große Hindernisse gelang, denn wir hatten dreiteilige Ausweise erhalten, die von der sowjetischen Militärverwaltung ausgestellt waren und uns von der Jüdischen Gemeinde übergeben wurden. Meinen Vater fand ich schwer erkrankt im Jüdischen Krankenhaus... Da wir alle wieder zusammen sein wollten, fuhr ich nach Breslau zurück und holte meine Mutter und Schwester. Nach einem Monat im Jüdischen Durchgangslager bekamen wir eine Wohnung in Berlin-Pankow. Bereits im Durchgangslager gab es einige Jugendliche, die sich um eine Aus-

wanderung beworben hatten. Ich war damals 18 Jahre alt und hatte all das Erlebte überhaupt nicht verarbeitet. Mein einziger Wunsch war »weg aus Deutschland«. So kamen wir zuerst einmal nach Strassburg. Von dort aus sollte es weiter in die Nähe von Paris gehen. Wir waren alle einheitlich gekleidet und trugen so eine Art beigefarbene Anzüge. Vor der Weiterfahrt erhielten wir noch einmal Heimaturlaub, der für mich zum Verhängnis werden sollte. Ich passierte die Demarkationslinie im März 1946 in Tann in der Rhön. Ab da begann ein neuer Leidensweg für mich. Unter dem Verdacht, ein Spion zu sein, wurde ich auf offener Straße von Sowjetsoldaten festgenommen. Wiederholte Verhöre hatten das Ziel, daß ich Auskunft geben sollte über militärische Einrichtungen, die ich gesehen hätte. Da ich nichts gesehen hatte, konnte ich auch keine Auskünfte geben. Mir wurden erst einmal meine sämtlichen Papiere abgenommen. Von Tann kam ich nach Weimar, dann nach Torgau, Bauzen, Brestlitowsk und dann nach Sachsenhausen.

Die schlimmste Zeit waren die zwei Monate in Weimar mit den andauernden Verhören, bei denen ich schwer mißhandelt wurde. Mit dem Gewehrkolben wurden mir sämtliche Zähne ausgeschlagen und ich litt jahrelang unter heftigen Kopfschmerzen. 1950 wurde ich aus dem KZ Sachsenhausen mit 38 kg Körpergewicht entlassen.

Nach der Wiedervereinigung wurde ich auf Grund meiner Leidensgeschichte in beiden Fällen anerkannt. Eine Nachfolgeanerkennung in der DDR gab es für mich nicht. In der Hauptstelle der VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) wurde ich mit dem Hinweis, »ihr Vater war ja nur rassistisch verfolgt und außerdem ist er ins Ausland (West-Berlin) verzogen«, abgewiesen.

So habe ich meinen bisherigen Lebensweg als Halbjude erlebt. Ich bin jetzt 68 Jahre alt und Rentner. Bis zu meinem 65. Lebensjahr habe ich alle mir übertragenen Arbeiten ordnungsgemäß erledigt.

Erinnerungen an den Aufbruch

Es war an einem Wintertag, am 20. Januar 1945: Ein schöner klarer Sonnentag mit viel Schnee und dazu 20 Grad Kälte. Da kam die Nachricht, daß wir flüchten müssen, wir konnten es nicht glauben, aber es war so. In sechs Stunden mußte alles gepackt sein und dann ging es los. Wir ließen alles im Stich, das Vieh in den Ställen bekam das letztes Futter, und dann ging es hinaus in Kälte, Eis und Schnee. Wir fuhren Richtung Deutschland – wir kamen aus Richtung Westpreußen, Bromberg – über Schneidemühl Richtung Stettin. Aber so weit kamen wir gar nicht, denn am 15. Februar 1945 holte uns die Front aus dem Osten ein. In einer Nacht haben wir alles verloren, was wir hatten: Pferde, Wagen, Lebensmittel und vieles mehr. Da standen wir nur da, hatten nur noch das, was wir an hatten. Und auch das wollten sie uns noch wegnehmen – verschiedene verloren ihre Schuhe und auch Mäntel, und das bei 20 Grad Kälte. Dann hieß es: vorwärts zu Fuß. Was wir alles erlebt haben, ist nicht zu beschreiben. Wir waren von Januar 1945 bis Oktober 1945 immer auf Achse, mal übernachteten wir draußen, mal in einer Scheune, wie es sich so ergab. Hunger wurde groß geschrieben, kein Brot. Gegen den Durst tauten wir Schnee auf, um zu trinken. Wir hatten viele Kinder, Kranke und alte Leute dabei, manche konnten nicht mehr richtig laufen vor Hunger, es war furchtbar. Im Oktober kamen wir dann in Stettin an. Dort wurden wir nochmals gefilzt, ob noch was Brauchbares dabei war. Unsere »Befreier« haben immer noch was gefunden, und wenn es das letzte Stück Brot war. Nach acht Tagen Aufenthalt ging es mit der Bahn über die Oder Richtung Berlin. Nach 14 Tagen Irrfahrt kamen wir in Berlin an, da sahen wir das ganze Ausmaß. Berlin war zu 90 Prozent zerbombt. Wo nun hin? Wir mußten uns dann in Frohnau auf dem Amt für Flüchtlinge melden. Die konnten uns nur bei einer Fürsorge etwas Suppe geben und dann zurück nach Mecklenburg schicken per Bahn. In Mecklenburg angekommen, da wurden wir als zweite Sorte Menschen behandelt. Man sah uns als Flüchtlinge an. Wir konnten dort schwer Kontakt finden, es ging zum Winter. Eine kleine Stube ohne Fensterscheiben, nur mit Pappe vernagelt, der Wind pfiß durch die Ritzen – aber wir hatten ein Dach über dem Kopf. Nichts zum Essen, nichts zum Heizen. Wir gingen zu den Bauern, die sahen uns lieber gehen wie kommen. Manch einer gab uns ein Stückchen

Brot, manch einer gab uns Arbeit. Und das war schon viel. Denn für die Arbeit bekamen wir Essen... Wir haben uns so leidlich durchgeschlagen mit Handarbeit, Nähen, Stricken... und ab und zu bei den Bauern gearbeitet, wenn sie einen brauchten. So verging der Winter, und es wurde wärmer. Da gab es wieder Arbeit wenn auch nur für Essen, das war schon etwas. Wenn einer bei einem Bauern in Lohn und Brot war, das war 1946, bekam man im Monat 15 Mark. Das war schon sehr viel.

Ist im Dorf irgendetwas passiert, so waren es immer die Flüchtlinge. Wir hatten einen schweren Stand. Obwohl es nicht nur die Flüchtlinge waren, Einheimische waren es, die Unheil anrichteten aber es wurde immer auf die Flüchtlinge geschoben, denn es war ja leicht, einen Prellbock zu haben, dem man alles in die Schuhe schieben konnte. Aber wir haben den Mut nicht verloren, wenn es uns noch so schlecht ging, es gab immer einen Ausweg,

Und so haben wir uns allmählich wieder gefunden. 1957 zogen wir dann in die Nähe von Berlin, habe dann eine Umschulung gemacht als Schwester und habe dann im Krankenhaus gearbeitet für ein Gehalt im Monat von 200,- DM. Mußten davon leben und Miete zahlen, es war nicht viel, aber wir waren froh, es war ein Anfang, ein neuer Anfang.

Heute bin ich 79jährig in einem Seniorenheim in Marzahn-Nord. Wie es weitergeht, müssen wir sehen.

Vorstehende Lebensberichte wurden im zweiten Halbjahr 1996 aufgeschrieben. Die Autorinnen und Autoren sind überwiegend Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie haben diese Berichte im Rahmen ihres Deutschunterrichtes in unserer Gemeinde geschrieben. Bei der Drucklegung bemühten wir uns, dem Sprachstil der Autorinnen und Autoren zu folgen.

© 1996 Herausgeber: Kirchengemeinde Berlin Marzahn-Nord, Projekt Zusammen LEBEN
Schleusinger Straße 12, 12687 Berlin, Telefon/Fax 030-9325035

Herstellung: MAZZ-Verlagsgesellschaft mbH
Postamt Marzahn 2, PSF 270, 12687 Berlin
Telefon 54 37 53 34, Fax 54 110 48



